

Javier Sierra  
Die Rache der Engel

### *Buch*

Dem US-amerikanischen Geheimdienst wird ein Video zugespielt. Darin ist der Klimaforscher Martin Faber als Gefangener von Terroristen zu sehen und bittet seine Frau Julia Álvarez um Hilfe. Den amerikanischen Agenten ist sofort klar, dass die Videobotschaft verschlüsselte Informationen enthält – und sie wissen, dass Faber und seine Frau ein antikes Steinpaar besitzen, dem außergewöhnliche Kräfte zugeschrieben werden. Doch noch bevor die Agenten Kontakt zu Julia aufnehmen können, verschwindet diese spurlos aus Santiago de Compostela, wo sie die berühmte Kathedrale restauriert. Ein Wettlauf gegen die Zeit beginnt – denn sollten die Kräfte der Steine freigesetzt werden, wären die Folgen für die Menschheit unabsehbar ...

### *Autor*

Javier Sierra ist der einzige zeitgenössische spanische Autor, dessen Romane es in die Top Ten der Amerikanischen Bestsellerlisten geschafft haben. Er wird in mehr als 40 Sprachen übersetzt, und auch in Deutschland hat er bereits sehr erfolgreich mehrere Romane veröffentlicht. Sierra erkundete die Mysterien unserer Geschichte zunächst als Journalist, bevor er begann, Romane darüber zu schreiben.

*Von Javier Sierra bei Blanvalet außerdem lieferbar:*

Die Pforten der Templer (36729)

Javier Sierra

# Die Rache der Engel

Thriller

Aus dem Spanischen  
von Stefanie Karg

blanvalet

Die spanische Originalausgabe erschien 2011 unter dem Titel  
»El ángel perdido« bei Editorial Planeta, S.A. Barcelona.



Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100  
Das FSC®-zertifizierte Papier *Holmen Book Cream*  
für dieses Buch liefert Holmen Paper, Hallstavik, Schweden.

1. Auflage

Taschenbuchausgabe Mai 2013 bei Blanvalet, einem Unternehmen  
der Verlagsgruppe Random House GmbH, München.

Copyright © der Originalausgabe Javier Sierra, 2011

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2013 by  
Blanvalet Verlag, in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Umschlaggestaltung und -motiv:

© Johannes Wiebel | punchdesign, unter Verwendung von  
Motiven von Shutterstock.com

Redaktion: Peter Kulzen

ES Herstellung: sam

Satz: Buch-Werkstatt GmbH, Bad Aibling

Druck und Einband: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN: 978-3-442-38099-2

[www.blanvalet.de](http://www.blanvalet.de)

*Für Eva, Martín und Sofía.  
Meine Schutzengel.*



*... da sahen die Gottessöhne, wie schön die Töchter der Menschen waren, und nahmen sich zu Frauen, welche sie wollten. Da sprach der Herr: Mein Geist soll nicht immerdar im Menschen walten, denn auch der Mensch ist Fleisch. Ich will ihm als Lebenszeit geben hundertundzwanzig Jahre.*

*Genesis 6, 2–3*

*Qui non intelligit, aut taceat, aut discat.*

*(Wer dies nicht versteht, schweige oder lerne.)*

*John Dee (1527–1608)*





## ZWÖLF STUNDEN DAVOR

Der riesige Plasmabildschirm im Büro des Direktors der NSA – der National Security Agency – erhellte sich im gleichen Moment, in dem die elektrischen Jalousien mit einem leisen Surren den Raum verdunkelten. Vor einem Mahagonischreibtisch wartete ein Mann in einem makellosen Anzug darauf, dass der allmächtige Michael Owen ihm erklärte, warum er ihn so eilig aus New York hatte anreisen lassen.

»Colonel Allen«, begrüßte ihn der imposante Schwarze und durchbohrte ihn mit dem Blick. »Danke, dass Sie so schnell gekommen sind.«

»Ich gehe davon aus, dass mir keine andere Wahl blieb, Sir«, antwortete der Agent.

Nicholas L. Allen kannte sich bestens mit derartigen Situationen aus. Seit zwei Jahrzehnten bewegte er sich mit beachtlichem Geschick in dem Bürokratendschun- gel von Washington D.C., und immer wenn Direktor Michael Owen ihn in das Hauptquartier der NSA nach Fort Meade, Maryland, einbestellte, stand eine Krise bevor. Und zwar eine große Krise. Sofort anzureisen war da das Mindeste, was er tun konnte.

»Sehen Sie, Colonel Allen«, sprach Owen weiter, während er sein Gegenüber nach wie vor ernst ansah, »vor sechs Stunden hat uns unsere Botschaft in Ankara einen Videoclip geschickt, den ich Ihnen zeigen möchte. Ich bitte Sie, auf jedes Detail zu achten und mir anschließend Ihre Meinung dazu zu sagen. In Ordnung?«

»Selbstverständlich, Sir.«

Nick Allen war für solche Situationen ausgebildet und wusste, dass er seinem Vorgesetzten ohne jeglichen Widerspruch zu gehorchen hatte. Er verkörperte den perfekten Soldaten: kräftige Statur, 1,80 Meter groß, mit einem kantigen, von mehreren hässlichen Kampfspuren überzogenen Schädel, und der Blick seiner blauen Augen konnte zwischen unendlicher Güte und gnadenloser Wut alles ausstrahlen. Gehorsam lehnte er sich auf seinem Stuhl zurück und wartete, bis die bunten Streifen auf dem Bildschirm verschwanden und die ersten Bilder erschienen.

Angesichts dessen, was er dort zu sehen bekam, setzte er sich mit einem Ruck auf.

In einem Raum mit fleckigen Wänden, von denen der Putz bröckelte, stand ein Mann mit gefesselten Händen, dessen Kopf von einer Kapuze verdeckt war. Man hatte ihn in einen dieser orangefarbenen Overalls gesteckt, die in den Bundesgefängnissen der USA als Häftlingskleidung verwendet werden. Doch die Personen, die sich um den Mann herum bewegten, sahen bei weitem nicht wie Amerikaner aus. Allen konnte zwei, vielleicht auch drei Gestalten in langen traditionellen Galabijas ausmachen, die ihre Gesichter unter schwarzen Sturmhauben verbargen. ›Grenzgebiet zwischen der Türkei und dem Iran‹, sagte sich Allen. ›Vielleicht Irak.‹ Gleich darauf erkannte Allen an den Wänden mehrere Parolen auf Kurdisch, und seine Einschätzung wurde bestätigt, als er die Männer sprechen hörte. Dafür, dass sie mit einer einfachen Kamera aufgezeichnet war, besaß die Aufnahme eine ziemlich gute Qualität. Vielleicht war auch mit einem Handy gefilmt worden. Ein weiterer Satz reichte Allen, um die Herkunft der Männer zu bestimmen. ›Grenzgebiet zu Armenien‹, war seine Schlussfolgerung. Zudem trugen zwei der Männer eine Kalaschnikow über der Schulter und am Gürtel die für diese Region typischen großen Messer mit gebogenen Klingen. Dass der Kameramann die Szene dirigierte, überraschte ihn nicht sonderlich. Auch nicht, dass er

Englisch mit einem rauen Akzent sprach, den der Agent so oft im Nordosten der Türkei gehört hatte.

»In Ordnung. Und jetzt sagen Sie, was Sie sagen müssen«, befahl der Mann der Geisel.

Der Gefangene kam in Bewegung, sobald er bemerkte, dass kräftige Hände ihn am Nacken packten und brutal vor das Kameraobjektiv stießen, während man ihm die Kapuze herunterriss.

»Los, sagen Sie es!«

Der Mann auf dem Bildschirm taumelte. Er sah übel aus: unrasiert, strähnige Haare und ein verschmutztes, eingefallenes und von der Sonne verbranntes Gesicht. Leider war es nicht genauer zu erkennen. Die Lichtverhältnisse waren erbärmlich, vermutlich gab es dort nur eine einzige Glühbirne. Aber dennoch, irgendetwas kam Allen an dem Mann bekannt vor.

»Im Namen der Armee zur Verteidigung des Volkes fordere ich die Regierung der Vereinigten Staaten auf, die Unterstützung für den türkischen Besatzer einzustellen«, sagte die Geisel in perfektem Englisch. Von den Gestalten hinter dem Mann kam Gebrüll.

»Red weiter, du elender Hund!«

Der Mann – Allen konnte ihn immer noch nicht identifizieren, obwohl er Mimik und Gestik des Gefangenen genau beobachtete – zitterte am ganzen Leib. Er beugte sich vor und hielt seine gefesselten Hände in die Kamera. Mehrere seiner Finger waren schwarz angelaufen, vielleicht erfroren. Sie schienen einen kleinen Gegenstand zu umklammern. Es war ein Anhänger, der aufgrund seiner Lichtundurchlässigkeit und seiner unregelmäßigen Form nicht sonderlich attraktiv war, doch Nick Allen riss bei seinem Anblick die Augen weit auf.

»Wenn Sie mich retten wollen, müssen Sie die Bedingungen erfüllen«, fuhr der Gefangene mit dumpfer Stimme fort. »Mein Leben ... Mein Leben gegen den Abzug der NATO-Truppen aus einem Umkreis von zweihundert Kilometern um Agri Daghi.«

»Agri Daghi? Soll das alles sein? Gibt es keine Lösegeldforderung?«, fragte Allen seinen Vorgesetzten.

Allen hörte, wie zwei der Männer hinter dem Gefangenen wieder laut auf Kurdisch durcheinanderschrien. Sie wirkten äußerst wütend. Einer der beiden Männer zückte sogar seinen Dolch und schwang ihn vor dem Hals des Gefangenen, als wollte er ihm auf der Stelle die Kehle durchschneiden.

»Und jetzt sehen Sie ganz genau hin«, flüsterte Owen.

»Sagen Sie Ihren Namen!«

Diese Aufforderung des Kameramannes überraschte Allen keineswegs. Er hatte derartige Szenen schon viel zu oft betrachtet und wusste, was jetzt kommen würde: Der Gefangene würde gezwungen, seine Einheit, seinen Dienstgrad und seine exakte Herkunft preiszugeben, damit für den Betrachter keinerlei Zweifel hinsichtlich seiner Identität bestand. Sollte die Geisel in dem Moment nicht mehr interessant sein, überließ man sie ihren Tränen und ihrer Verzweiflung, während sie sich von ihrer Familie verabschiedete. Gleich darauf würde man sie zwingen, den Kopf zu senken, um sie zu enthaupten. Die Gefangenen, die in ihrem Todeskampf durch einen Gnadenschuss erlöst wurden, hatten Glück. Die übrigen stöhnten mit offenem Mund, bis sie irgendwann verbluteten.

Aber das Leben dieses Mannes schien einen großen Wert zu haben. Michael Owen hätte ihn sonst nicht herbeizitiert. Nick Allen war ein Experte für Spezialaufgaben. In seinem Lebenslauf standen Befreiungsaktionen in Libyen, Usbekistan und Armenien, und er gehörte der Einheit der NSA an, die den höchsten Geheimhaltungsgrad besaß. War der Wunsch seines Vorgesetzten also, dass er den Mann an seinen Arbeitsplatz in Owens Büro zurückbrachte?

Im Film erklangen wieder Stimmen.

»Haben Sie mich nicht verstanden?«, knurrte der Kameramann. »Sagen Sie Ihren Namen!«

Der Gefangene blickte auf und ließ dabei hässliche,

lilafarbene Augenringe und eine tief zerfurchte Stirn erkennen.

»Mein Name ist Martin Faber. Ich bin Wissenschaftler ...«

Der allmächtige Michael Owen hielt den Film an dieser Stelle an. Wie nicht anders erwartet, war Allen vor Schreck wie gelähmt.

»Verstehen Sie jetzt, warum ich es so eilig hatte, Colonel Allen?«

»Martin Faber!«, murmelte der Agent. Er konnte es immer noch nicht fassen. »Aber natürlich!«

»Das ist noch nicht alles.«

Owen hielt die Fernbedienung in die Luft und markierte den Mann auf dem Standbild mit einem Kreis.

»Haben Sie gesehen, was er in der Hand hält?«

»Ist das ...?« Der Oberst machte eine äußerst besorgte Miene. »Ist es das, wofür ich es halte, Sir?«

»Exakt.«

Nick Allen verzog skeptisch den Mund. Er trat so nah wie möglich an den Bildschirm und starrte konzentriert auf eine bestimmte Stelle.

»Wenn ich mich nicht irre, Sir, ist das nur einer der Steine, die wir benötigen.«

Ein böses Funkeln drang aus den Augen des Mannes, der die Geschicke des mächtigsten Geheimdienstes des Planeten lenkte.

»Sie haben recht, Colonel«, sagte Owen lächelnd. »Die gute Nachricht ist, dass der Videoclip uns unbeabsichtigt auch den Aufbewahrungsort des fehlenden anderen Steins enthüllt.«

»Wirklich?«

»Bitte konzentrieren Sie sich jetzt.«

Michael Owen ließ den Film weiterlaufen. Wie durch Zauberhand setzte sich die ausgemergelte Gestalt von Martin Faber wieder in Bewegung. Der Blick aus seinen blauen Augen wirkte noch wässriger als zuvor, so als würde er jeden Moment in Tränen ausbrechen.

»Julia«, flüsterte die Geisel nun auf Spanisch. »Tal vez no volvamos a vernos ...«

»Hat er gerade Julia gesagt?«

Als er den zufriedenen Gesichtsausdruck seines fähigsten Mannes sah, lächelte der Direktor der NSA. Die Videoaufnahme war noch nicht zu Ende abgespielt, als der Auftrag, der in seiner Prioritätenliste an oberster Stelle stand, das Hirn seines Agenten erreichte:

»Julia Álvarez«, ergänzte Owen. »Finden Sie diese Frau, Colonel. Und zwar sofort.«

# 1

Aus irgendeinem Grund hatte ich die Vorstellung, dass meine Seele sich an dem Tag, an dem ich sterbe, aus meinem Körper lösen und schwerelos in die Höhe steigen würde. Ich war davon überzeugt, dass sie durch eine unwiderstehliche Anziehungskraft bis zu Gottes Angesicht gezogen würde und ihm in die Augen sehen könnte. In jenem Moment würde ich alles verstehen. Meinen Platz im Universum. Meine Herkunft. Mein Schicksal. Und selbst, warum ich eine so ... besondere Wahrnehmung der Dinge besaß. Dies hatte mir meine Mutter erklärt, als ich sie über den Tod befragte. Und sogar unser Gemeindepfarrer. Die beiden wussten, wie sie meine katholische Seele besänftigen konnten. Bei allen Dingen, die mit dem Jenseits, mit überirdischem Leben oder den Seelen im Fegefeuer zu tun hatten, legten sie eine beneidenswerte Entschiedenheit an den Tag. Und jetzt begann ich zu verstehen, warum.

In jener Novembernacht war ich selbstverständlich noch nicht tot. Ganz im Gegenteil, es war nur der Anblick, den ich da vor mir hatte: ein riesiges, ruhiges Gesicht. Es gehörte zu einer sitzenden, beinahe fünf Meter hohen Figur, die meine Augen mit ihrem Blick fixierte, während ich nur wenige Handbreit vor ihren Wangen eifrig mit meiner Arbeit beschäftigt war.

»Bleiben Sie nicht so lange hier, junge Frau!«

Manuel Mira, der Mann, der für die Sicherheit in der Kathedrale von Santiago de Compostela verantwortlich war, riss mich mit seinen Rufen aus meiner Verwirrung.

Er hatte den Abend damit zugebracht, neugierig zuzusehen, wie ich vor dem Pórtico de la Gloria im strengen Angesicht von Christus dem Weltenrichter meine Kletterausrüstung vorbereitete. Nun war seine Schicht zu Ende, und er hatte anscheinend ein schlechtes Gewissen, weil er mich allein den Seilen und Haken überließ, von denen er nichts verstand.

In Wirklichkeit gab es keinerlei Anlass zur Sorge. Ich war in bester körperlicher Verfassung, die Kletterausrüstung war mir mehr als vertraut, und die Überwachungsanlage, die diesen Bereich der Kathedrale im Visier hatte, verriet ihm schon seit Tagen, dass ich mein Gerüst stets vor Mitternacht verließ.

»Es ist nicht gut, dass Sie an einem so einsamen Ort arbeiten.«

Der Sicherheitsmann klagte so laut, damit ich ihn auch wirklich hören konnte.

»Gehen Sie schon, Manuel. Ich habe nicht vor, hier meinen Geist aufzugeben«, erwiderte ich lächelnd, ohne meine Arbeit aus den Augen zu verlieren.

»Sie werden schon sehen, Julia. Wenn Sie abstürzen oder Ihr Klettergurt nachgibt, wird das bis morgen früh um sieben kein Mensch mitbekommen. Überlegen Sie es sich lieber noch einmal.«

»Ich werde es riskieren. Schließlich ist das hier nicht der Mount Everest. Das wissen Sie doch selbst. Außerdem habe ich immer mein Handy bei mir.«

»Ja, schon, ich weiß, natürlich weiß ich das«, brummte der Wachmann. »Aber trotzdem, passen Sie gut auf sich auf. Gute Nacht!«

Manuel, der um die fünfundzwanzig oder dreißig Jahre älter war als ich und eine Tochter in meinem Alter hatte, rückte seine Dienstmütze zurecht und gab es auf. Er wusste, dass er mir in dieser Lage besser nicht widersprach: Ich hing in meiner Ausrüstung auf der Höhe des Tympanon über dem Portal, trug meinen weißen Arbeitsoverall und den Helm mit dem Logo der Stiftung



Barrié de la Maza, die Plastikschutzbrille, die Kopflampe mit den LED-Leuchten und in der Hand das Endoskop, das mit einem kleinen Computer verbunden war und dessen Spitze unter der rechten Flanke der Christusfigur des Pórtico steckte. Für diese Arbeit benötigt man die ruhige Hand eines Chirurgen und absolute Konzentration.

»Gute Nacht!«, wünschte ich ihm zum Abschied und bedankte mich insgeheim für seine Sorge.

»Und hüten Sie sich vor den Seelen«, warnte er mich noch in völligem Ernst. »Heute ist Allerseelen, und die armen Seelen streunen immer hier herum. Sie mögen diesen Ort.«

Ich lächelte nicht einmal. Ich hielt gerade ein 30 000 Euro teures Endoskop in Händen, das in der Schweiz speziell für diese Arbeit angefertigt worden war. Die Toten waren für mich, trotz der Erinnerung, die soeben in mir aufgetaucht war, weit weg.

Oder vielleicht auch nicht.

Nachdem ich monatelang Berichte darüber verfasst hatte, wie man dieses Meisterwerk der Romanik konservieren könne, wusste ich, dass ich kurz vor der Lösung des Rätsels stand, warum sich der Zustand eines der weltweit bedeutendsten Skulpturenensembles zunehmend verschlechterte – eines Monuments, das die Menschen seit Generationen berührt und sie an ein anderes, besseres Leben gemahnt hat. Was sollte da der Allerseelentag für eine Bedeutung haben? Aber eigentlich war es ein mehr als passender Zufall. Die Figuren, die ich untersuchen wollte, empfangen nun schon seit Jahrhunderten die Pilger des Jakobsweges, der ältesten und am meisten begangenen Wallfahrtsroute in Europa; sie bestärken die Pilger in ihrem Glauben und erinnern sie daran, dass mit dem Überschreiten dieser Schwelle ihr sündiges Leben endet und ein anderes, erhabeneres Leben beginnt. Deshalb heißt dieser Eingang auch Pórtico de la Gloria, Tor der Herrlichkeit. Die mehr als 200 Figuren des dort dargestellten Weltgerichts waren tatsächlich unsterblich. Eine

Schar, der die Zeit und die Ängste der Menschen fern lagen. Und trotzdem nahmen sie seit dem Jahr 2000 durch eine merkwürdige Krankheit Schaden. Jesaja und Daniel beispielsweise blätterten ab, und einige der musizierenden Ältesten, die den oberen Abschluss bilden, drohten abzustürzen, wenn wir es nicht verhinderten. Engel mit Trompeten, Figuren aus der Schöpfungsgeschichte, Sünder und Verdammte waren besorgniserregend schwarz geworden. Vom unaufhaltsamen Farbverlust des gesamten Ensembles ganz zu schweigen.

Seit der Zeit der Kreuzzüge war niemand diesen Figuren so nahe gekommen und hatte sie so intensiv untersucht wie ich. Die Stiftung Barrié de la Maza ging davon aus, dass die Figuren unter der Feuchtigkeit oder unter Bakterien litten, aber ich war mir da nicht so sicher. Deshalb machte ich Überstunden, denn so konnten mich keine Touristen bei der Arbeit beobachten oder Pilger bemäkeln, dass wir das Meisterwerk des Jakobswegs hinter Gerüsten versteckten, durch die man kaum hindurchsehen konnte; und natürlich konnten auch keine anderen Fachleute meine Ideen infrage stellen.

Aber ich hatte noch einen weiteren Grund.

Ein Grund, der meines Erachtens sehr gewichtig war und der mir nur Scherereien bereitet hatte.

Ich wusste – genauer gesagt, ich ahnte es –, dass nicht Flechten und Säuren den Stein beschädigten, sondern weniger weltliche Ursachen. Ich war die Einzige im Team, die in der Nähe aufgewachsen war, in einem Ort an der Costa da Morte, der Todesküste, mit ihren traditionellen Vorstellungen, und im Gegensatz zu meinen Kollegen hielt mich meine wissenschaftliche Ausbildung nicht davon ab, auch unkonventionelle Alternativen zu erwägen. Jedes Mal, wenn ich darauf einging und auf Tellurismus, Erdkräfte oder Strahlungen zu sprechen kam, fielen meine Kollegen über mich her und lachten mich aus. »Dafür gibt es keine wissenschaftlichen Belege«, murrt sie. Glücklicherweise stand ich mit meiner Auffassung

nicht allein da. Der Dekan dieser Kathedrale unterstützte mich. Der Pater war ein mürrischer alter Mann, den ich im Gegensatz zu meinen Kollegen verehrte. Alle nannten ihn Padre Fornés. Ich mochte seinen Taufnamen, Benigno, lieber. Ich denke, mich amüsierte der Widerspruch zwischen dem Namen – der Gütige – und dem Charakter des Dekans. Aber er war tatsächlich derjenige, der mich stest gegenüber der Stiftung verteidigte und mich ermutigte, weiterzumachen.

»Früher oder später«, sagte er immer wieder, »wirst du sie aus ihrem Irrtum befreien.«

Ja, irgendwann«, dachte ich dann bei mir.

Zwanzig Minuten vor Mitternacht, nachdem ich bereits geraume Zeit das Endoskop in jeden einzelnen der neun Risse eingeführt hatte, die von unserem Team dokumentiert worden waren, verkündete der kleine Computer mit hohen Pieptönen, dass er die ersten Daten zu dem Rechner übertrug, den ich in der Nähe des Pórtico aufgestellt hatte. Ich seufzte erleichtert auf. Wenn alles nach Plan verlief, würde die mineralogische Abteilung der Fakultät für Geowissenschaften der Universität von Santiago de Compostela am nächsten Tag meine Daten verarbeiten, und 36 Stunden später könnten wir die ersten Ergebnisse diskutieren.

Erschöpft, aber erwartungsvoll, befreite ich mich von meinen Seilen, um mich zu vergewissern, dass die Datenübermittlung wie vorgesehen ablief. Ich konnte mir keinen Fehler leisten. Die 5-TB-Festplatte schnurrte wie ein zufriedenes Kätzchen und erfüllte den Raum mit einem Surren, das mich fröhlich stimmte. Schließlich landeten in dem Computer so die mikrotopografischen Profile von jedem einzelnen Riss, die spektografischen Analysen und sogar die Videodatei, die jedes Eindringen in den Stein dokumentierte. Auf den ersten Blick schien alles in bester Ordnung zu sein, und deshalb begann ich in aller Ruhe und zufrieden meine Schutzausrüstung abzulegen und alles zusammenzupacken. Ich musste dringend eine

ordentliche Dusche nehmen, meine Haut eincremen, etwas Warmes essen und etwas lesen, das mich ablenkte.

Das hatte ich mir verdient.

Aber das Schicksal ist uns immer einen Schritt voraus, und just in dieser Nacht hielt es etwas für mich bereit, womit ich niemals gerechnet hätte. Etwas ... Gewaltiges.

Als ich gerade die Leuchten an meiner Kopflampe ausgeschaltet hatte und den Helm absetzte, erschrak ich wegen einer ungewöhnlichen Unruhe am anderen Ende der Kirche. Ich hatte das Gefühl, als wäre die Atmosphäre plötzlich mit statischer Elektrizität aufgeladen. Das gesamte Kirchenschiff – mit seinen 96 Metern Länge und seiner Empore hinter den zweiteiligen Bogenfenstern – schien aus irgendeinem Grund in Bewegung zu geraten. Mein Gehirn bemühte sich, rational an die Sache heranzugehen. Eigentlich glaubte ich nur ein schnelles Aufleuchten bemerkt zu haben. Ein flüchtiges Funkeln. Lautlos. Einen Schimmer, der fast auf Bodenhöhe entstand und harmlos wirkte und der anscheinend auf das Querschiff zusteuerte, etwa zehn oder zwölf Meter von meinem Standpunkt entfernt.

›Ich bin nicht allein‹, war mein erster Gedanke. Ich spürte, wie mein Puls zu rasen begann.

»Hallo! Ist da jemand?«

Doch nur das Echo reagierte auf meine Worte.

»Hören Sie mich? Ist hier jemand? Hallo! ... Hallo!«  
Schweigen.

Ich versuchte Ruhe zu bewahren. Ich kannte die Kathedrale wie meine Westentasche. Ich wusste, wohin ich im Notfall laufen musste. Außerdem hatte ich mein Handy bei mir und auch die Schlüssel zu einer der Türen, die auf die Plaza del Obradoiro vor der Westfassade führten. Mir konnte gar nichts passieren. Ich redete mir ein, dass ich womöglich durch den Kontrast zwischen dem beleuchteten Bereich der Werkstatt und dem Halbdunkel, in das die restliche Kathedrale gehüllt war, einem Irrtum erlegen war. Manchmal führen schwankende Lichtver-

hältnisse ja zu solchen Täuschungen. Aber ich war nicht sonderlich überzeugt. Das war keine Lichtspiegelung im üblichen Sinn. Aber auch kein Insekt. Und auch nicht die Flamme einer Kerze, die umkippt und zu Boden fällt.

»Hallo! ... Hallo!«

Schweigen war nach wie vor die einzige Antwort.

Ich fragte mich, ob ich die Notrufnummer wählen sollte, während meine Hand in meiner Tasche zitternd nach dem Handy suchte. War alles nur Einbildung? Oder handelte es sich um eine umherirrende Seele?

Den letzten Gedanken verwarf ich sogleich wegen seiner Absurdität.

Um meine Aufregung unter Kontrolle zu bekommen, griff ich nach meinem Anorak, der Tasche und der Kopflampe und ging in die Richtung, in der ich meinte, das Licht gesehen zu haben. »Die Gespenster verschwinden, sobald du dich ihnen stellst«, rief ich mir in Erinnerung. Zitternd vor Furcht betrat ich das südliche Seitenschiff und lief in Richtung des Querschiffes. Ich betete, dass sich niemand dort aufhielt. Als ich angekommen war – Maria, voll der Gnade, der Herr ist mit dir –, ging ich zielstrebig in Richtung der Puerta de Platerías, des südlichen Tors, das zu dieser Zeit selbstverständlich längst verschlossen war.

Da sah ich ihn.

Das heißt, fast wäre ich mit ihm zusammengestoßen.

Und obwohl ich ihn so nah vor mir hatte, zweifelte ich noch.

»Mein Gott!«

Der Mann verbarg sein Gesicht, er war in eine schwarze Kutte gehüllt wie ein Mönch, und er schien in etwas zu wühlen, das er gerade unter dem einzigen modernen Kunstwerk der Kathedrale abgelegt hatte: unter der Skulptur von Jesús León Vázquez, die den *campus stellae* darstellt, also das Sternfeld, das Santiago de Compostela der Volksetymologie nach seinen Namen gegeben hat. Gott sei Dank verhielt er sich eher zurückhaltend als

aggressiv, so als wäre er gerade erst in dem Gotteshaus angekommen und wüsste nicht so recht, wo er sich eigentlich befand.

Jetzt weiß ich, dass ich hätte weglaufen und die Polizei benachrichtigen sollen, aber mein Instinkt, oder vielleicht auch die Tatsache, dass sich unsere Blicke in allerletzter Sekunde kreuzten, veranlasste mich ihn anzusprechen.

»Was machen Sie hier?«

Keine Antwort.

»Haben Sie mich nicht verstanden? Wer hat Ihnen erlaubt, sich in der Kathedrale aufzuhalten?«

Der Dieb – denn schließlich und endlich schien der Mann ein Dieb zu sein – hielt inne, ohne sich durch meine Anwesenheit stören zu lassen. Ich hörte, wie er in aller Ruhe den Reißverschluss einer Plastiktasche zuzog, so als würde es ihn nicht im Geringsten irritieren, dass er ertappt worden war. Mehr noch: Wenn ich mir die Situation jetzt vor Augen führe, scheint mir, dass er sich dort bloß geduckt hatte, um auf mich zu warten. Leider machte die schwache Beleuchtung es nicht einfacher, ihn zu erkennen. Ich vermutete, dass der Mann ein dunkles Trikot unter dem Habit trug und dass er kräftig gebaut war. Dann sagte er etwas in einer Sprache, die ich nicht zuordnen konnte, und trat einen Schritt vor, während er eine Frage flüsterte, die mich verunsicherte:

»Ul-á Librez?«

»Wie bitte?«

Der vorgebliche Mönch stotterte, vielleicht überlegte er, wie er seine Frage deutlicher stellen könne.

»Ul-ia Alibrez?«

Angesichts meiner perplexen Miene wiederholte er noch einmal seine Worte, die plötzlich ebenso verständlich wie beunruhigend klangen:

»Ju-lia Álvarez? ... Sind ... Sie?«

Draußen vor der Kathedrale regnete es. Es war der Orballo, dieser für Nordspanien so typische Nieselregen, der nach und nach alles durchdringt, bis es vollständig durchnässt ist. Auch die gepflasterte Plaza del Obradoiro war ihm schutzlos ausgesetzt, und inzwischen war der Zeitpunkt gekommen, an dem sie kein Wasser mehr aufnehmen konnte. Die elegante bordeauxrote Limousine, die den bekanntesten Platz von ganz Galicien überquerte und direkt vor dem Eingang zum Hostal de los Reyes Católicos zum Stehen kam, ließ das Wasser der Pfützen unvermeidlich gegen die Mauern des Parador-Hotels spritzen.

Der Dienst habende Rezeptionist blickte im selben Moment durch das Fenster und schaltete daraufhin den Fernseher aus. Dies waren seine letzten Gäste. Als er eilig vor die Tür trat, schlugen die Glocken der Kathedrale gerade Mitternacht. Der Fahrer des Mercedes schaltete Motor und Scheinwerfer aus, überprüfte die Uhrzeit seiner Armbanduhr, als wäre dies Teil eines Rituals, und sagte:

»Liebling, wir sind da. Wir sind in Compostela.«

Die Frau auf dem Beifahrersitz löste den Sicherheitsgurt und öffnete die Wagentür. Erleichtert sah sie, dass ihnen der Hotelangestellte mit einem riesigen schwarzen Regenschirm entgegenkam.

»Guten Abend, die Herrschaften«, begrüßte der Rezeptionist sie in perfektem Englisch. Der dumpfe Geruch des durchnässten Bodens drang in das makellose Innere

des Mietwagens. »Man hatte uns angekündigt, dass Sie später kommen würden.«

»Hervorragend.«

»Ich werde Sie ins Hotel begleiten. Ihr Wagen wird geparkt und Ihr Gepäck so bald wie möglich auf das Zimmer gebracht«, sagte der Rezeptionist mit einem Lächeln. »In der Suite steht Obst für Sie bereit. Die Küche ist schon geschlossen.«

Der Gast blickte über die menschenleere Plaza del Obradoiro.

Er schätzte die Atmosphäre, die die Steine auf diesem Platz hervorriefen. Er fand es unglaublich, dass die Kathedrale mit ihrer Barockfassade, das Hostal de los Reyes Católicos aus dem 15. Jahrhundert und der neoklassizistische Rajoy-Palast an diesem Ort so mühelos zusammenpassten.

»Sagen Sie«, flüsterte er, als er dem Hotelangestellten die Schlüssel für den Mercedes und einen Zehn-Euro-Schein übergab, »ist die Restaurierung des Pórtico de la Gloria immer noch nicht abgeschlossen?«

Der Mann blickte flüchtig zur Kathedrale. Ihn ärgerte es maßlos, dass die Gerüste die Eingangshalle dermaßen verschandelten und kultivierte Touristen wie diese Gäste verscheuchten.

»Ich fürchte, nein, mein Herr«, gab er seufzend zur Antwort. »In der Presse heißt es, dass sich nicht einmal die Fachleute über die Restaurierung der Kathedrale einig sind. Wir haben bestimmt noch längere Zeit Bauarbeiten.«

»Meinen Sie wirklich?« Der Gast schüttelte ungläubig den Kopf. »Aber warum arbeiten sie dann rund um die Uhr daran?«

Der Mann hatte einen flackernden, orangefarbenen Lichtschein hinter den riesigen Fenstern bemerkt, die sich über dem Haupteingang der Kathedrale unter der Statue des Pilgerapostels befanden.

Der Rezeptionist erblasste.



Diese Lichter passten nicht zu den Bauarbeiten. Sie zuckten und verströmten einen kräftigen Schimmer, der nichts Gutes verhiß. Am besten, er benachrichtigte die Polizei. Und zwar sofort.

»Julia Ál-varez?«

Ich benötigte eine Weile, bis ich begriff, dass dieser »Mönch« meinen Namen nannte. Offensichtlich sprach er weder Spanisch noch Französisch oder Englisch. Zu allem Übel hatten auch meine ersten Versuche, mich mit ihm über Zeichen zu verständigen, nichts gebracht. Ich weiß nicht, warum, vielleicht sagte mir das mein Instinkt, aber aufgrund seiner Haltung, die eher zurückhaltend und unaufdringlich war, glaubte ich, dass dieser Typ sich verirrt hatte und mir nichts antun würde. Es wäre nicht das erste Mal, dass jemand die Schließung der Kathedrale verpasst hatte. Manche Pilger aus fernen Ländern konnten die Informationsschilder für die Besucher nicht verstehen. Hin und wieder blieben abends ein oder zwei von ihnen zurück, während sie in der Krypta vor den Reliquien des Apostels oder vor einem der Altäre der 25 Kapellen beteten, und wenn sie dann gehen wollten, waren alle Ausgänge verschlossen und sie konnten weder hinausgelangen noch jemanden benachrichtigen ... bis irgendwann die Alarmanlage ausgelöst wurde.

Aber an diesem Mann war etwas, was ich nicht verstand. Seine Nähe wirkte irritierend auf mich, merkwürdig. Und mich beunruhigte, und zwar erheblich, dass er meinen Namen kannte und ihn zudem auf jede meiner Fragen hin wiederholte.

Als ich wagte, ihn mit meiner Lampe anzuleuchten, erblickte ich einen groß gewachsenen, jungen Mann mit dunkler Haut und hellen Augen, von eher orientalischem

Aussehen, der unter seinem rechten Auge eine kleine schlangenförmige Tätowierung trug. Er war mehr oder weniger so groß wie ich, und sein Körper wirkte athletisch. Sein Aussehen hatte etwas Verwegenes, ja Attraktives.

»Es tut mir leid.« Ich zuckte mit den Schultern, als ich meine Begutachtung abgeschlossen hatte. »Sie können nicht hier bleiben. Sie müssen gehen!«

Auch diese Aufforderung zeigte keinerlei Wirkung.

»Ju-lia Ál-varez?«, wiederholte er nun schon zum vierten Mal.

Möglichst ruhig versuchte ich ihm den Weg zu meiner Werkstatt zu zeigen, denn mit ein wenig Glück könnte ich ihn von dort hinausbringen. Ich deutete auf den Boden, damit er seine Sachen zusammenpackte und mir folgte, aber offensichtlich erreichte ich dadurch nur, dass er nervös wurde.

»Kommen Sie!«, forderte ich ihn auf und griff nach seinem Arm.

Das war ein Fehler.

Der junge Mann schüttelte mich ab und umklammerte schreiend seine schwarze Tasche. Ich hörte ein Wort heraus, das wie »Amrak« klang. Mir lief es eiskalt den Rücken hinunter. Befand sich vielleicht Diebesgut in der Tasche? Etwas Wertvolles ...? Womöglich aus der Schatzkammer der Kathedrale? »Beruhigen Sie sich. Es ist alles in Ordnung«, sagte ich zu ihm und nahm mein Handy aus der Tasche, um es ihm zu zeigen. »Ich werde um Hilfe bitten, damit man uns hier herausholt. Verstehen Sie?«

Der Mann hielt den Atem an. Auf einmal sah er wie ein in die Enge getriebenes Tier aus.

»Juli-a Álva-rez ...?«, wiederholte er schon wieder.

»Ihnen wird nichts passieren«, sagte ich beruhigend. »Ich werde den Notruf wählen ... Sehen Sie? Und dann sind Sie gleich wieder draußen.«

Aber auch nach mehreren Sekunden hatte das verdammte Handy keine Verbindung aufgebaut.

Ich versuchte es ein zweites Mal. Und ein drittes Mal. Aber nichts geschah. Der Typ beobachtete mich unterdessen mit einem erschreckten Gesichtsausdruck. Ohne sich von der Stelle zu rühren, legte er bei meinem vierten Wählversuch die Tasche auf den Boden und gebot mir mit Gesten, sie anzusehen.

»Was ist das?«, fragte ich.

Und da sagte der Eindringling zum zweiten Mal etwas anderes als meinen Namen: Er lächelte, ehe er die Antwort gab, die ich am wenigsten erwartet hatte. Er nannte einen Namen. Einen Namen, den ich nur zu gut kannte:

»Martin Faber.«

Nur wenige Meter entfernt rasten zwei Polizeifahrzeuge, ein Kleintransporter der Guardia Civil sowie ein Feuerwehrwagen auf die Plaza de la Quintana. Sie waren die Calle Fonseca hochgekommen, nachdem sie von einer anderen Streife alarmiert worden waren, die inzwischen die Entwicklung des Lichtscheins in der Kathedrale überwachte. Anscheinend lag eine Feuermeldung aus dem Hostal de los Reyes Católicos vor.

»Das sieht nicht nach einem Feuer aus, Inspector Figueiras«, murmelte der Polizist, der schon seit einiger Zeit auf der Plaza vor der Puerta de Platerías stand, dem südlichen Tor der Kathedrale, wo er bis auf die Knochen durchnässt das Kirchendach beobachtete.

Der Inspektor, ein herber Typ, der sich im Kampf gegen den Drogenhandel in den Rías der galicischen Küste abgehärtet hatte, blickte ihn misstrauisch an. Es gab nur wenige Dinge, die ihn so nervten wie mit nassen Brillengläsern im Regen zu stehen. Seine Laune war miserabel.

»Und wie kommen Sie zu dieser Erkenntnis, Kollege?«

»Inspector Figueiras, ich bin nun schon eine Weile hier auf diesem Posten, und ich habe immer noch keinen Rauch gesehen. Außerdem«, merkte der Polizist an, »es riecht auch nicht verbrannt. Sie wissen ja, die Kathedrale ist voll mit brennbarem Material.«

»Hat jemand das Bistum informiert?«

Antonio Figueiras' Frage klang verärgert, er hasste es, mit der Kurie zu tun haben zu müssen.

»Ja, Inspector Figueiras. Sie sind schon unterwegs.

Aber sie haben uns darauf hingewiesen, dass die Restauratoren oft Überstunden machen. Die Lichter könnten auch von ihnen stammen. Sollen wir hineingehen?»

Figueiras zögerte. Wenn sein Mann recht hatte und das einzige Indiz für ein Feuer dieser Schimmer war, der hin und wieder durch die Fenster fiel, würde ihnen ein gewaltsames Eindringen Probleme bereiten. *Kommunistischer Polizist entweiht Kathedrale von Santiago*. Er hatte die morgige Schlagzeile der *Voz de Galicia* schon vor Augen. Zum Glück näherte sich ihnen, bevor er die Entscheidung treffen musste, dienstefrig ein Mann in einer blauen Feuerwehruniform.

»Was gibt's«, waren Figueiras' erste Worte. »Was sagen Ihre Leute?»

»Ihr Mann hat recht, Inspector. Es sieht nicht nach einem Feuer aus.« Der Einsatzleiter der Feuerwehr, ein resoluter Mann mit buschigen Augenbrauen, gab gelassen seine Diagnose bekannt. »Die Brandmelder haben nicht ausgelöst, und wir haben sie erst vor einem Monat überprüft.«

»Was ist es dann?»

»Bestimmt gibt es Probleme mit der Stromversorgung. Das Netz in diesem Viertel ist schon seit einer halben Stunde überlastet.«

Diese Nachricht weckte Figueiras' Neugierde.

»Warum hat mir das keiner gesagt?»

»Ich dachte, das hätten Sie selbst bemerkt«, sagte der Feuerwehrmann ohne jegliche Häme, während er auf die Umgebung zeigte. »Die Straßenbeleuchtung ist schon seit einer Weile aus, Inspector. Es gibt nur Licht in den Gebäuden, die über ein Notstromaggregat verfügen, und die Kathedrale gehört dazu.«

Antonio Figueiras nahm seine Brille ab, um sie mit einem Tuch zu putzen, während er einen Kraftausdruck vor sich hin murmelte. Seine schlechte Beobachtungsgabe war offenkundig geworden. Dann hob er den Blick, setzte die Brille wieder auf und stellte fest, dass der Platz

tatsächlich nur von den Scheinwerfern der Einsatzfahrzeuge beleuchtet wurde. Nirgendwo in den umliegenden Gebäuden war Licht zu sehen, nur beim Glockenturm gab es dieses kuriose Funkeln, das aber keinem bestimmten Rhythmus folgte. Es sah fast wie Blitze bei einem Unwetter aus.

»Ist das ein allgemeiner Stromausfall?«, flüsterte er.

»Höchstwahrscheinlich.«

Trotz des Regens und der eingeschränkten Sicht konnte Figueiras plötzlich die Umrisse eines sehr großen Mannes erkennen, der in höchster Eile zur Puerta de Platerías rannte und davor stehenblieb – offenbar wollte er gewaltsam das Torschloss aufbrechen.

»Wer ist das denn?«, platzte es aus Figueiras heraus.

Unterinspektor Jiménez neben ihm lächelte.

»Ach, der ... Ich habe vergessen, Ihnen Bescheid zu sagen. Der Mann ist vorhin ins Kommissariat gekommen, direkt aus den Vereinigten Staaten. Er hat ein Empfehlungsschreiben von den Sicherheitskräften bei sich. Er hat gesagt, er arbeitet an einem Fall und müsse eine Frau finden, die in Santiago lebt.«

»Und was hat er hier zu suchen?«

»Also ...«, der Unterinspektor zögerte. »Es hat sich herausgestellt, dass die Frau, die er sucht, für die Stiftung Barrié arbeitet und heute Abend in der Kathedrale ihren Dienst tut. Als er von dem Feuer erfuhr, ist er uns wohl gleich hierher gefolgt.«

»Aber was hat er vor?«

Jiménez' gelassene Antwort sprach das Offensichtliche nur aus:

»Aber Sie sehen es doch, Inspector. Er geht hinein.«

»Hände hoch! Stehen bleiben!«

Die Worte donnerten durch das Kathedralengewölbe. Ich verlor das Gleichgewicht und sank in die Knie, während plötzlich ein eiskalter Luftzug durch das Kirchenschiff strömte.

»Keine Bewegung! Ich bin bewaffnet!«

Die Stimme kam von irgendwo hinter dem Rücken des »Mönchs«, so als wäre noch ein Besucher durch die Puerta de Platerías eingetreten und hätte nun uns beide im Visier. Ich weiß nicht, was mich mehr verwirrte, die Tatsache, dass der Neankömmling seinen Befehl in perfektem Englisch rief, oder die Tatsache, dass der junge Mann mit der tätowierten Wange kurz davor Martins Namen ausgesprochen hatte – den Namen meines Ehemanns. Aber mir blieb keine Zeit, darüber nachzudenken. Instinktiv ließ ich die Kopflampe und die Tasche fallen und hob die Hände. Der junge Mann jedoch folgte meinem Beispiel nicht.

Dann ging alles blitzschnell.

In einer Drehung zog der »Mönch« den Habit aus und ging zwischen den Kirchenbänken zu seiner Rechten in Deckung. Wie ich schon geahnt hatte, trug er unter der Kutte Sportkleidung, doch er schwang etwas in den Händen, was ich nicht sofort erkannte.

Nicht weniger verblüfften mich die Schüsse, die gleich darauf direkt hinter ihm in die Handläufe der Bänke einschlugen.

»Julia Álvarez?«



Dieselbe Stimme, die soeben »Hände hoch!« geschrien hatte, rief jetzt meinen Namen. Die Aussprache war allerdings besser als die des »Mönchs«. Ich hörte die Stimme hinter mir, aber ich war so überrascht von den Schüssen, dass ich einige Zeit benötigte, bis ich begriff, dass in dieser Nacht alle meinen Namen zu kennen schienen.

»Legen Sie sich auf den Boden!«

Ich duckte mich noch tiefer auf die Fliesen im Querschiff und schaffte es gerade noch, mich zu dem einzigen Beichtstuhl an der Wand zu schleppen. Da hallte drei oder vier Mal ein donnernder Knall durch die Kathedrale und Mündungsfeuer blitzte auf. Aber diese Schüsse kamen von dem jungen Mann mit der Tätowierung! Anschließend war einige Sekunden lang alles ruhig.

Die Kathedrale blieb in eine tödliche Stille getaucht. Das Herz klopfte mir bis zum Halse und ich wagte nicht zu atmen. Was ging hier vor? Was wollten diese beiden Fremden, die wie Verrückte aufeinander schossen?

Und da, als ich an der Kirchendecke nach einem Orientierungspunkt suchte, der mir helfen könnte, hinauszufinden, entdeckte ich es. Es ist nicht einfach zu beschreiben. Genau in der Mitte der Kathedrale, in der Vierungskuppel mit dem Auge Gottes, breitete sich eine Art ätherischer Substanz aus. In 20 Metern Höhe schwebte sie durchsichtig wie ein Schleier dahin und sandte orangefarbene elektrische Lichtstrahlen aus. So etwas hatte ich noch nie gesehen. Es hatte etwas von einer Gewitterwolke und befand sich genau über dem Grab des Apostels.

›Martin hätte Gefallen daran, das zu sehen‹, sagte ich mir.

Aber mein Überlebenstrieb verdrängte den Gedanken sofort und konzentrierte sich wieder auf die Frage, wie ich fliehen könnte.

Ich wollte gerade meinen Schlupfwinkel aufgeben und zu einer Steinsäule kriechen, wo ich besseren Schutz zu finden hoffte, als sich mir eine schwere Hand auf den Rücken legte und mich auf den Boden drückte.

»Nicht bewegen, Mrs Álvarez!«, hörte ich die Stimme der Person, die mir fast die Rippen zerquetschte.

Ich war wie versteinert.

»Ich bin Nicholas Allen, Mrs Álvarez. Ich bin Colonel der amerikanischen Sicherheitsbehörde. Ich bin hier, um Sie zu retten.«

Mich zu retten?

Da merkte ich, dass dieser Allen ein Englisch mit einem leichten Südstaatenakzent sprach – genau wie Martin.

Martin ...!

Aber noch ehe ich den Mann um eine Erklärung bitten konnte, durchschlug ein neuer Geschossregen den oberen Bereich des Beichtstuhls.

»Dieser Dreckskerl«, stöhnte der amerikanische Oberst leise. »Schnell, wir müssen hier raus.«

Das hagere Gesicht von Antonio Figueiras wurde bleich.

»Sind das Schüsse?« Niemand widersprach. »Verdammte Scheiße, das sind Schüsse!«

Die sechs Polizisten und die zwei Beamten der Guardia Civil, die bei ihnen standen, sahen sich unschlüssig an, als bezweifelten sie, dass das dumpfe Getöse aus der Mündung einer Waffe stammen könnte. »Dieses Arschloch veranstaltet in der Kathedrale eine Schießerei«, sagte der Inspektor und sah Jiménez an, als wäre dieser dafür verantwortlich. Er zog seine Dienstwaffe, eine Heckler & Koch Compact Kaliber 9-mm, die er unter dem Trenchcoat trug, und befahl:

»Der Mann muss sofort festgenommen werden.«

Der Unterinspektor zuckte mit den Schultern.

»Irgendwann erklären Sie mir noch genauer, wer dieser Mann ist!«, knurrte Figueiras. »Aber jetzt folgen Sie mir!«

Vier Männer schlichen vorsichtig hinter ihm her zur rechten Seite der Puerta de Platerías. Die anderen Männer bildeten die Nachhut, sie behielten die Seiteneingänge sowie die nahe gelegene Puerta Santa – die Heilige Tür – der Kathedrale im Auge. »Also, raus mit der Sprache, wer ist dieser Verrückte?«, murmelte Figueiras seinem Untergebenen zu, als sie sich schließlich an eine der kannelierten Säulen der Puerta de Platerías drückten.

»Nicholas Allen, Inspector Figueiras. Er ist mit einem Privatflugzeug aus Washington gekommen.«

»Und er ist so ein VIP, dass man ihn mit seiner gesamten Artillerie durch den Zoll gelassen hat?«

»Anscheinend.«

»Wie auch immer, es interessiert mich einen Scheißdreck, ob der Mann wichtig ist, verstanden? Nehmen Sie das Funkgerät und bitten Sie um Verstärkung. Wir brauchen einen Rettungswagen ... und einen Hubschrauber! Sie sollen auf der Plaza del Obradoiro landen und das Westportal bewachen. Und schicken Sie noch eine Einheit zum Nordeingang, aber schnell!«

Jiménez zog sich zurück, um die Anweisungen auszuführen. Figueiras' Plan bestand darin, vor der Kathedrale zu warten, bis der Amerikaner wieder auftauchte, um ihn dann festzunehmen. Am besten ohne jede weitere Schießerei.

Aber es sollte anders kommen.

Die Männer wurden von drei dumpfen Schlägen überrascht, die nur wenige Meter über ihren Köpfen ein Fenster zerbersten ließen. Ein Regen von Glasscherben ging auf sie nieder.

»Aber, was ...?«

Figueiras blieb kaum Zeit hochzublicken, doch das, was er zu sehen bekam, verschlug ihm die Sprache: Er erkannte die Umrisse eines schlanken Mannes, der sich wie ein Akrobat bewegte und dessen Haar zu einem langen Pferdeschwanz zusammengebunden war. Der Mann hielt etwas unter dem Arm und kletterte, gefolgt von einer merkwürdigen leuchtenden Wolke, an der Fassade entlang und verschwand gleich darauf auf dem 500 Jahre alten Kirchendach.

Dem Inspektor – ein Atheist, dessen Eltern im Spanischen Bürgerkrieg auf der Seite der Republikaner gestanden hatten, und seit seinem 18. Lebensjahr selbst Mitglied der Kommunistischen Partei – wich die letzte verbliebene Farbe aus dem Gesicht. Und aus der Tiefe seiner Kehle stammelte er auf Galicisch, der Sprache seiner Mutter: »O demo!«

Der Dämon, der Teufel.

Als ich endlich einen Fuß vor die Kathedrale setzen konnte, empfing mich ein beeindruckender Schauer. Das Unwetter hatte die Straße in Zwielight getaucht und die aufleuchtenden Blitze ließen die Freitreppen und Portale der umliegenden Gebäude merkwürdig plastisch erscheinen. Ich war ziemlich verwirrt und hatte das Gefühl, auf dem linken Ohr nicht mehr zu hören. Plötzlich so durchnässt zu werden, tat mir gut. Es erinnerte mich daran, dass ich lebendig war ... Die Gerüche und vor allem das Geräusch des Regens, der auf den Stein prasselte, brachten meinen Herzrhythmus wieder in Takt und vermittelten meinem Körper Wärme.

Nicht alle hatten so viel Glück.

Der Mann beispielsweise, der mich aus der Kathedrale geführt hatte, schien ausgesprochen wütend zu sein. Ich war als Erste hinausgerannt und achtete nicht weiter auf ihn, aber ich glaubte ihn mit Leuten streiten zu hören, die ihn, sobald er ins Freie trat, beschimpften und anschrien. Sie trennten mich auch sofort von ihm. Ich wurde von zwei Feuerwehrleuten in Empfang genommen, die mich direkt zu den nächsten Arkaden führten, um mich vor den Regengüssen zu schützen und in eine Decke zu hüllen.

»Seht mal!«, rief einer der Männer, als er eine Straßenlaterne aufflackern sah. »Der Strom ist wieder da!«

Die Feuerwehrleute organisierten einen Plastikstuhl für mich und boten mir eine Flasche mit Wasser an, die ich in großen Schlucken leerte.

»Keine Sorge, junge Frau. Sie werden sich bald wieder erholen.«

Wovon sollte ich mich erholen?

Der Tonfall des Feuerwehrmanns gab mir zu denken. Die Vorfälle, noch dazu nach fast neun Stunden pausenloser Arbeit, hatten vermutlich Spuren in meinem Gesicht hinterlassen. Ich weiß, das mag eitel klingen – aber instinktiv hielt ich nach einer reflektierenden Oberfläche Ausschau, um mein Aussehen überprüfen zu können.

Eigentlich aber versuchte ich, meinen Kopf mit etwas zu beschäftigen, bei dem es nicht um Mönche, Schüsse oder leuchtende Wolken ging. Einen Augenblick lang wirkte dieses Mittel. In der spiegelnden Glastür des einzigen Cafés am Platz, das zu dieser Uhrzeit noch geöffnet war, konnte ich mich vergewissern, in welchem bedauernswerten Zustand ich mich befand: Mein Blick traf auf den einer jungen Frau mit zerzaustem Haar, die völlig deplatziert wirkte. Ihre rötliche Mähne hatte jeden Glanz eingebüßt, und ihre grünen Augen waren verschattet und von erschreckend tiefen Augenrändern umgeben. »Wo bist du nur hineingeraten, Julia?«, fragte ich mich im Stillen. Doch am meisten beunruhigte mich das, was mein Spiegelbild nicht wiedergeben konnte: Meine Muskeln waren völlig schlaff. Ich hatte wohl einen heftigen Schlag abbekommen, denn nach einer Weile spürte ich Schmerzen im oberen Rücken, als wäre ich vom Gerüst gefallen.

Das Gerüst. Das gab es ja auch noch!

Ich drückte die Daumen in der Hoffnung, dass die Schüsse nicht bis dorthin gelangt waren. Die Werkstatt befand sich genau darunter, mit all meinen Daten auf der Festplatte.

»Die Polizei kommt gleich, um mit Ihnen zu sprechen«, verkündete da der stattlichste der Feuerwehrleute. »Bitte, warten Sie hier.«

Und tatsächlich, eine Minute später kam lustlos ein Mann auf mich zu. Er steckte in einem beigefarbenen

Trenchcoat, Regenwasser strömte über sein Gesicht, die angelaufene Brille mit ihrem weißen Gestell wirkte einigermmaßen gewagt, und seine Gesten verrieten, dass er nicht gerade bester Laune war. Er trocknete seine Hände an der Innenseite des Mantels ab und reichte mir mit einstudierter Förmlichkeit die Hand.

»Guten Abend, Señora Álvarez«, begrüßte er mich. »Ich bin Inspector Antonio Figueiras, von der Polizei in Santiago. Geht es Ihnen gut?«

Ich nickte.

»Also ...«, stammelte er. »Die ganze Situation ist ein bisschen heikel für uns. Der Mann, der Sie aus der Kathedrale gebracht hat, behauptet, jemand habe Ihnen dort aufgelauert. Er hat uns in seinem etwas holprigen Spanisch gesagt, dass Sie Julia Álvarez sind. Stimmt das?« Ich nickte noch einmal. Der Inspektor sprach weiter: »Ich muss Sie so bald wie möglich vernehmen, aber dieser Mann ist Angehöriger einer amerikanischen Sicherheitsbehörde und besteht darauf, dass er Ihnen etwas Wichtiges mitteilen muss.«

»Colonel Allen?«

Figueiras zog ein überraschtes Gesicht, als hätte er nicht erwartet, dass ich Nicholas Allen samt seinem Dienstgrad benannte. Als er das verarbeitet hatte, sah er ostentativ auf.

»So ist es, genau. Haben Sie etwas dagegen, zuerst mit ihm zu sprechen? Wenn dem so wäre, dann ...«

»Nein, nein, keineswegs«, fiel ich dem Polizisten ins Wort. »Denn ich habe auch ein paar Fragen an ihn.«

Der Inspektor wies an, den Amerikaner zu rufen.

Als ich Nicholas Allen jetzt vor mir sah, war ich überrascht. Er maß etwa 1,80 Meter, war wohl um die 50 und trat wie ein perfekter Gentleman auf. Sein Anzug hatte bei dem Scharmützel, das wir gerade zusammen erlebt hatten, erheblich Schaden genommen, aber seine teure Krawatte und sein gestärktes Hemd vermittelten noch einen Großteil ihrer ursprünglichen Eleganz. Er trug einen

Lederkoffer bei sich und griff, noch bevor er mich begrüßte, nach einem weiteren Stuhl und setzte sich neben mich.

»Sie können sich gar nicht vorstellen, wie sehr es mich erleichtert, dass ich gerade noch rechtzeitig gekommen bin, Mrs Álvarez«, sagte er, während er mir die Hand reichte.

»Kennen wir ... uns denn?«

Der Amerikaner sah mich ernst an. Aber die Geste gelang ihm nicht. Auf die kurze Entfernung zeigte seine Stirn eine hässliche Narbe, die sich von den Augenbrauen über die Stirn zog und unter einem üppigen Haarschopf verschwand, der von grauen Strähnen durchzogen war.

»Ich kenne Sie schon«, begann er. »Ich war ein Kollege Ihres Mannes. Wir haben bei verschiedenen Projekten der Regierung meines Landes zusammengearbeitet, zu einer Zeit, als Sie sich noch nicht kannten. Danach ... Sagen wir es einmal so, danach habe ich ihn aus den Augen verloren.«

Diese Mitteilung traf mich unvorbereitet. Martin hatte mir niemals von dem Mann erzählt. Ich überlegte einen Moment, ob ich ihm sagen sollte, dass der »Mönch« Martins Namen genannt hatte, ehe Allen ihn mit Schüssen vertrieb, aber ich beschloss abzuwarten, was er mir mitzuteilen hatte.

»Ich muss Ihnen ein paar Fragen stellen«, setzte er an. »Aber wenn es Ihnen recht ist, würde ich unser Gespräch lieber unter vier Augen führen.«

Allen äußerte diese Bitte, während er aus dem Augenwinkel zu Inspektor Figueiras hinübersah, der ein paar Meter Abstand von uns hielt. Ich zuckte mit den Achseln.

»Wie Sie wollen.«

»Dann wird es wohl genügen, wenn Sie ihn darum bitten«, schlug der Amerikaner lächelnd vor.

Ich zögerte einen Moment, aber dann war meine Neugierde stärker. Ich stand auf und bat den Polizisten, uns



einen Moment allein zu lassen. Sichtlich ungerne stimmte er zu und führte dann sein Handy ans Ohr, als hätte er seinerseits überaus wichtige Dinge zu erledigen.

»Danke«, flüsterte Allen.

Wir zogen uns ins Innere des Cafés La Quintana zurück, das sich langsam von dem Stromausfall erholte. Die Kaffeemaschine hinter dem Tresen gab einen ohrenbetäubenden Lärm von sich. Es war kurz vor der Schließung des Lokals und der einzige Kellner war damit beschäftigt, alles für den nächsten Tag vorzubereiten. Wir ließen uns trotzdem an einem Tisch im hinteren Bereich des Cafés nieder.

»Julia, ich weiß, dass Martin und Sie sich im Jahr 2000 kennengelernt haben. Martin war damals auf dem Jakobsweg unterwegs. Ich weiß auch, dass er alles für Sie aufgegeben hat: seine Arbeit, seine Eltern. Und ich weiß, dass Sie in der Nähe von London geheiratet haben und ...«

»Einen Moment«, unterbrach ich ihn. »Sie wollen mir jetzt, nach allem, was gerade passiert ist, etwas über mich und Martin erzählen?«

»So ist es. Seinetwegen bin ich hier. Und der Mann, vor dem ich Sie gerade gerettet habe, ist auch seinetwegen hier.«

»Was soll das heißen?«

»Bitte lassen Sie mich die Fragen stellen.«

Ich akzeptierte, wenn auch etwas widerwillig.

»Können Sie mir bitte sagen«, sprach der Amerikaner weiter, »seit wann Sie Ihren Mann nicht mehr gesehen haben?«

»Seit ungefähr einem Monat.«

»Seit einem Monat, so lange schon?«

»Das geht Sie nichts an, finden Sie nicht?«, erwiderte ich unwirsch.

»Nein, natürlich nicht. Ich verstehe.«

Dann sagte ich, um nicht zu brüsk zu wirken:

»Das letzte Mal, als ich mit ihm telefoniert habe, hielt er sich in einem Gebirge in der Türkei auf. Er wollte dort



Javier Sierra

## **Die Rache der Engel**

Thriller

ERSTMALS IM TASCHENBUCH

Taschenbuch, Broschur, 544 Seiten, 11,8 x 18,7 cm  
ISBN: 978-3-442-38099-2

Blanvalet

Erscheinungstermin: April 2013

Während Julia Álvarez die berühmte Kathedrale in Santiago de Compostela restauriert, erhält sie eine schreckliche Nachricht: Ihr Mann Martin Faber wurde in der Türkei verschleppt, und sie könnte das nächste Opfer sein. Denn die Entführer wissen, dass Julia im Besitz eines wertvollen antiken Steins ist und sie allein die Macht hat, seine verborgene Kraft zu aktivieren – was fatale Folgen für die Menschheit haben würde. Das wissen auch der amerikanische Geheimdienst ... und Martin. Schon bald fragt sich Julia, welche Rolle er im Wettlauf um die Macht des Steins wirklich spielt ...